

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 12 (1944-1945)

Artikel: Briefe Adalbert Stifters
Autor: Stifter, Adalbert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BRIEFE ADALBERT STIFTERS

AN GUSTAV HECKENAST

Linz, am 25. Mai 1848.

— — — Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit — beides ist jetzt leider gefährdet, und Viele meinen, die Freiheit erst recht zu gründen, wenn sie nur sehr weit von dem früheren Systeme abgehen, *aber da kommen sie an das andere Ende der Freiheit*. Nicht in der Allgemeingewalt, sondern in der Vertheilung liegt sie. Solange die Leidenschaft forthastet und nie genug gegen den Gegner gethan zu haben meint, ist meine Stimme nicht vernehmlich und sind Gründe nicht zugänglich. Deshalb bin ich stumm, bis man Meinungen überhaupt sucht, nicht mehr bloß Meinungsgeossen . . . Betäubend ist die Erscheinung, daß so Viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden; es ist auch im Gange der Dinge natürlich; wer den Uebermuth Anderer früher ertragen mußte, wird, sobald er frei ist, nicht etwa gerecht, sondern nur seinerseits übermüthig; *das ist der große Unterschied, aus Gehorsam gehorchen oder aus Achtung vor dem Gesetze*. Die früher bloß gehorsam waren, die werden nun willkürlich, und möchten, daß man *ihnen* gehorsame; die ihrem innern, eigenen Gesetze Genüge thaten, thun es auch jetzt, und sind gerecht. Solche sind Männer der Freiheit, die andern müssen es erst werden. Erst, wenn die Anzahl Männer, die sich selbst zügeln können und die ihnen im Uebermaße zuströmende Gewalt als Gleichgewicht in irgend eine andere Schale zu legen vermögen, sehr groß wird, ist das constitutionelle Leben fertig. Und das ist schwerer, als man denkt. Die Edelsten, welche lange Jahre gehorsamt haben, kennen nur Gehorsam, und kommen, wenn sie selber anzuordnen haben, *ins Befehlen statt ins Organisiren, so wie Kinder, wenn sie Eltern spielen, nur die ihrigen copiren können*. Durch Ueberwachung seiner selbst, *durch fleißiges Studiren der Engländer*, die die längste Schule haben, und durch Ergründung der Ursachen mancher Gleichgewichtsanstalten der Geschichte können wir den Lernweg abkürzen, sonst wird er lang, und enthält alle Fehler, die unerfahrene Vorgänger schon früher gemacht und gebüßt haben.

Und es sind schon, meine ich, bedeutende Fehler in unserem neuen constitutionellen Gebahren vorgefallen. Eine andere für den Menschenbeobachter merkwürdige Thatsache kommt auch jetzt zum Vorschein: mancher Ehrenmann ist jetzt plötzlich von bösen Leidenschaften und gierigen Gelüsten beherrscht — er war nämlich nie ein Ehrenmann, sondern seine Triebe waren bloß gehemmt, jetzt fühlt er den Damm weg, und sie strömen aus . . . *Unter Manchen, die ich kannte, sind die sprudelndsten Stürmer jetzt die, die früher die Schwächsten waren.* Sie können eben sich selber nicht widerstehen. Das ist der Stoff zu Tyrannen . . . Möge ein günstiger Gott alle unsere deutschen Männer segnen, daß sie bei so vielen herrlichen Eigenschaften unserm uralten Fehler der Uneinigkeit nicht wieder unterliegen, und die Ohnmacht des schönen Landes forterben. Möge Europa sich bald in der theils neu errungenen, theils schon länger bestandenen Freiheit festigen und ordnen — *sonst gehen wir bei dem Auftauchen so vieler nicht meßbarer Gewalten einer düstern Zukunft entgegen . . .*

AN JOSEPH TÜRK

Linz, 28. Juni 1848.

So viele Freunde versprochen mir bei meiner Abreise Briefe, und kein einziger hat Wort gehalten. Von Dir habe ich einige Zeilen erhalten, die ich beantworten wollte, aber anfänglich nicht dazu kam, und dann wartete, bis ich überhaupt mehr zu schreiben hätte — allein ich habe nichts zu schreiben, denn *hier geschieht nichts von Belang, als daß sich die Natur mit unermesslichem Schmuck und, Gott sei Dank, auch mit unermesslichem Erntesegen beladet, aber wer schaut jetzt auf die Natur . . .* Möge der Himmel das schöne Land und die herrliche Stadt beschützen, daß seine Bewohner, die fast den schönsten Schatz von Gemüth und Herz unter allen deutschen Stämmen bewahrt haben, auch Rath, Weisheit, Mäßigung bewahren, daß sie (auf beiden Seiten) die Leidenschaft nicht hören mögen, die hier zu Befürchtungen, dort zu Rache anspornt, sondern daß sie wie entzweite Freunde anfangen, nicht mehr das Böse an einander, sondern das Gute zu sehen, und daß so die Einigung, die Versöhnung und als schönste Tochter beider, die Kraft hervorgehe. Selbst die *Tschechen*, die uns aus Verblendung und Verkennung so schwere Stunden bereiten, und die *in letzter Zeit eine traurige Erfahrung* gemacht haben, sollen wir mit Vergessenheit alles Geschehenen als Brüder aufnehmen, wenn sie sich uns wieder nähern, und von uns *die Gewährung aller ihrer Sitten, Gewohnheiten, Sprache empfangen*, so wie sie dem Deutschen, wo er

vereinzelt in ihrer Mitte ist, nach seiner Art und Weise gewähren lassen sollen . . . Was aber den allergrößten Schaden bringt, sind die unreifen Politiker, die in Träumen, Declamationen und Phantasien herum irren, und doch so drängen, daß nur das Ihrige geschehe. *Könnte jeder, der die Sache nicht versteht, dies nur auch mit solcher Gewißheit wissen, wie daß er keine Uhr machen kann, und würde er auch mit so viel Bescheidenheit begabt sein, das, was er nicht kann, auch nicht machen zu wollen — so wäre uns fast aus aller Verlegenheit geholfen . . .*

AN GUSTAV HECKENAST

Linz, am 8. September 1848.

— — — Der Mensch kann nicht leben ohne dem sittlich Großen, ja, wenn es ihm entzogen wird, verlangt er darnach mit heftigerem Hunger, als nach jedem andern Dinge dieser Erde. Schon jetzt ist eine Entrüstung über die *Schandliteratur unserer Tage* in allen Gemüthern, und sie verlangen mit Sehnsucht wie nach einem Tropfen Quellwasser in der Wüste nach dem Edleren. Wenn einmal die Welt im Grimme auferstehen wird, *um all das Bubenhafte, das in unsern äußern Zuständen ist, zu zertrümmern*, dann wird die geschändete Schönheitsgöttin auch wieder mit ihrem reinen Antlitze unter uns wandeln, ja, statt der bisherigen bloß lieblichen oder naiven Miene wird sie das höhere, würdigere und siegesreichere Angesicht der wahren Göttin tragen. Geschähe das nicht, *so wären wir alle ohnehin verloren*, und das Proletariat würde, *wie ein anderer Hunnenzug*, über den Trümmern der Musen- und Gottheitstempel in trauriger Entmenschung prangen. Das ist aber heute und im heutigen Europa unmöglich — *eher bricht die Knute über uns herein . . .*

AN GUSTAV HECKENAST

• Linz, am 6. März 1849.

— — — Das war ein fürchterliches Jahr! Ich habe mich in Bezug der Dinge, die da kommen werden, keinen Augenblick getäuscht, als ich nur einmal von der Haupttäuschung frei war, nämlich von der, *von unsern sogenannten gebildeten Leuten etwas zu halten*. Von da an habe ich fast buchstäblich die Ereignisse vorausgesagt, in Linz sind viele Zeugen über diese Tatsache, die mich damals ausgelacht haben. Den ungarischen Krieg sagte ich am 15. März 1848 zu Grillparzer

voraus (ich glaube, an diesem Tage wurden die Separatministerien bewilligt). Ich sagte einmal zu Zedlitz: Wenn einmal eine Bewegung ausbräche, *dann behüte uns Gott vor den Journalisten und Professoren*. Gewiß wird sich Zedlitz dieses Satzes jetzt oft erinnern. — Wir hatten eine furchtbare Zeit, wo sich die Staatskomödianten im Grenzböten etc. etc. recht entwickelten, nur nicht die Staatsmänner, und wer ein schlechter Dichter, ein ruinirter Student u. s. w. war, wird jetzt Staatsmann. — *Das Ideal der Freiheit ist auf lange Zeit vernichtet. Wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer, den andern können alle Mächte der Erde nicht dazu machen*. Es gibt nur eine Macht, die es kann: Bildung. Darum erzeugte sich in mir eine ordentliche krankhafte Sehnsucht, die da sagt: «Lasset die Kleinen zu mir kommen», denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Menschwerdung in erleuchtete Hände legt, kann allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie! — «Unsere Schule wird eben die Uebung sein», sagte ein Freund. «Ja» — antwortete ich — «mein Knabe muß schwimmen lernen, dazu muß er ins Wasser, also werfe ich ihn von der Brücke in die Donau!» Ich habe diesen Sommer *durch so vieles Schlechte, Freche, Unmenschliche und Dumme, das sich dreist machte und für Höchstes ausgab, unsäglich gelitten. Was in mir groß, gut, schön und vernünftig war, empörte sich, selbst Tod ist süßer, als solch' ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunst, Göttliches nichts mehr ist, und jeder Schlamm und jede Thierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervorzubrechen; ja, nicht bloß hervorzubrechen, sondern zu terrorisiren. Das Thier kennt nicht Vergleich mit dem Gegner, sondern nur dessen Vernichtung*. Sind diese Menschen frei? fragte ich oft. *Früher lag der Stein der Polizei auf ihren Lastern, jetzt treten dieselben auf, und die Besitzer werden von ihnen zerrissen*. Sind sie frei? Darum gibt es nur das einzige Mittel: «Bildung!»

Ich habe im Mai, Juni, Juli fleißig in der Geschichte zu meiner Erzählung gearbeitet. Später war ich unmächtig. Ich habe einmal zu Ihnen gesagt: «Nur Krankheit kann mich hindern», aber Krankheit wäre ein Labsal gewesen in Vergleich mit diesen Seelenleiden. Jetzt, wo wenigstens äußere Ruhe ist, lebe ich sehr zurückgezogen, arbeite sehr viel, und lebe von meiner eigenen, innern Gestalt... Viele Menschen in Wien kennen mich, manche Stimmen nennen mich, und wenn der Boden so ist, daß ein Samenkorn sittliche Früchte bringen kann, dann werde ich gewiß redlich dazu arbeiten helfen. Daß ich keinen Ehrgeiz habe, so weit werden Sie mich kennen (ich hätte sonst wohl schon irgendwo zugetappt), aber daß ich einen Thatengeiz hätte, d. h. die menschliche Bildung wesentlich fördern möchte, das wissen Sie auch. *Mein Gott, ich gäbe gerne mein Blut her, wenn ich die*

Menschheit mit einem Rucke auf die Stufe sittlicher Schönheit heben könnte, auf der ich sie wünschte. Unter einem Minister arbeiten, der die Weite und Größe rein menschlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menschheit zusammenfaßt, und sie als Endziel der einzelnen Strebungen hinstellt, welche Seligkeit! Etwa Grillparzer? Er fällt mir immer dabei ein. Um einen solchen Mann dann die beigearteten Kräfte gruppiert, daß sie ihn begriffen und die Theile ausfüllten — *welch' ein schönes Bild.* Aber dann müßte es kein Unterrichtsministerium geben, das immer mit den andern abdankt, sondern eine Unterrichtscommission (oder dergleichen), die bleibt. Ich habe einen ganzen Plan über Volksschulen (Unterricht — [Fachschule]) und Erziehung — [Humanitarschule] ins Detail ausgearbeitet. Meine jetzige Lage ist sehr schlecht, alle Bestrebungen sind im Augenblicke unmöglich . . .

Nach 6 (der «Studien») erhalten Sie zwei oder drei Bändchen für Kinder, die Sie bandweise ausgeben können, Kinder revolutioniren nicht, und Mütter auch nicht, also schauen Sie auf das Werk . . .

AN JOSEPH TÜRK

Linz, am 26. April 1849.

— — — Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip steht noch nirgends fest; daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; *denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Thiere nicht losbrechen.* Man bessert jetzt in den bereits bestehenden Anstalten immer herum, als wie wenn jemand am Senegal einen eisernen Ofen hätte, der ihm in der Regenzeit allemal verdirbt, und den er allemal mit neuem Bleche flickt. Ich habe hier manche derlei Arbeiten gehabt. Wie war ich dabei traurig . . .

AN GUSTAV HECKENAST

Linz, am 4. September 1849.

— — — Könnte ich Ihnen nur zum zehnten Theile schildern, was ich seit März 1848 gelitten habe. Als ich sah, welchen Gang die Dinge nehmen, bemächtigte sich meiner die tiefste und düsterste Niedergeschlagenheit um die Menschheit, ich folgte den Ereignissen mit einer

Aufmerksamkeit und Ergriffenheit, die ich selber nie an mir vermuthet hatte. *Als die Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, dann die Schlechtigkeit, die Leerheit, und endlich sogar das Verbrechen sich breit machten, und die Welt in Besitz nahmen: da brach mir fast buchstäblich das Herz . . .*

Die Verhältnisse sehen, und doch die Verwirrung und Schlechtigkeit geschehen lassen müssen, ist ein Schmerz, der sich kaum beschreiben läßt. Ich habe in diesem Jahre Gefühle kennen gelernt, von denen ich früher keine Ahnung hatte. Alles Schöne, Große, Menschliche war dahin, das Gemüth war zerrüttet, die Poesie gewichen. *Erst langsam kehren die schönen Gestalten wieder zurück, der Fels, der Baum, der Himmel beginnen wieder zu sprechen*, und edle Menschen gibt es ja auch, die man lieben kann, und die man mit desto heißerer Liebe liebt, je treuer sie geblieben waren, als so viele zu den Schlechten abfielen . . .

AN GUSTAV HECKENAST

Linz, am 16. October 1849.

— — — Ich machte mir den Grundsatz, mich zu beherrschen und gerecht und rechtschaffen zu sein, nebstbei nie in etwas einzugreifen, von dem mir mein Gewissen sagte, daß ich es nicht verstehe, und ließ dann die Welt urtheilen, wie sie wollte. Meinten doch auch Viele, die Kunst sei *dem Ernste und der Größe der Zeit* gegenüber unbedeutend, und auf viele Jahre hin würden sich die Menschen mit dieser Spielerei nicht mehr abgeben. Ich sagte darauf, *die Kunst sei nicht nur höher als alle Welthandel, sondern sie sei nebst der Religion das Höchste, und ihrer Würde und ihrer Größe gegenüber seien die eben laufenden Dinge nur thörichte Raufhändel*; wenn die Menschen nicht alles Selbstgefühles bar geworden sind, werden sie sich bald von dem trüben und unreinen Strudel abwenden, und wieder die stille, einfache, aber heilige und sittliche Göttin anbeten. Und siehe, so ist es. Ja, des hohlen und öden Phrasentums müde und ekel, werden sie dasselbe jetzt auch in der Kunst erkennen, wenn es auftritt, werden es verschmähen, und es steht daher diesem schönsten irdischen Dinge der Menschen eine Reinigung bevor. Die Revolution ist sogar aus dem Phrasenthume der Afterliteratur hervorgegangen. Ich habe Briefe aus der Gegenwart zu schreiben begonnen, sie sollten in die Allgemeine Zeitung kommen, aber ich that es nicht. In denselben wird *die Revolution aus der Hohlheit unserer Sitten und Literatur hergeleitet*. Vielleicht wäre in Kurzem die Zeit, wo eine solche ruhige, philosophische Entwicklung Anklang fände.

Seien Sie getrost und heiter, wir wollen sehr thätig sein, und Gott wird helfen. Vertrauen Sie mir, *meine Kräfte sind aus dem Sturme der Zeiten fester hervorgegangen, als sie früher waren*, wie man nach einer Krankheit oft gesünder ist, als vorher . . .

AN LOUISE BARONESSE VON EICHENDORF

Linz, am 23. März 1852.

— — — Ich habe, wie ich in der Vorrede zu den Studien sagte, nie auf Schriftsteller- oder Dichterruhm Anspruch gemacht; Ruhm ist etwas so Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach nur einem niederstehenden Geiste zukommt, und ein Dichter (ich meine ein echter, ein hoher Priester der Menschheit) ist wieder etwas so Erhabenes, daß ich beides nicht anstrebe: aber guten Menschen eine gute Stunde zu bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzutheilen, an edleren Menschen zu erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind, und das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen, das nicht nur häufig aus der Literatur, sondern auch aus dem Leben zu verschwinden droht, auszubreiten und in einer nicht ganz unschönen Gestalt vor die Leser treten zu lassen, das war und ist das Streben meiner Schriften. Daher ist es mir immer eine große Freude, wenn ich an höheren Menschen wahrnehme, daß ich in meinem Streben nicht ganz geirrt habe, und ein schönes Gefühl, ein heiteres Lächeln, eine sittliche Freude, die mir entgegen kommt, und sich als Frucht meiner Schriften ankündigt, ist meinem Herzen weit wohlthuender, als alle gelehrten und lobspendenden Kritiken. Namentlich freut mich die Wirkung an einfachen, ungekünstelten Gemüthern, denn sie stehen der Natur näher, und an die reine Natur wollte ich mich wenden. Mit Menschen menschlich sein, mit Höheren das Höhere lieben, an Gottes Schöpfung sich freuen, die festgegründete Erde nicht verachten, sich einem praktischen Handeln hingeben, es nicht verachten, wie Maria in den «Schwestern» selbst Gemüse zu pflanzen und Gartenbeete zu düngen und doch ein höherer, opferfreudiger Mensch zu sein, endlich mit fühlenden, geistigen Menschen gleichsam einen unsichtbaren Umgang zu haben, das war ungefähr die Grundlage meiner Schriften.

Sie haben mir so lieb und dankbar geschrieben, daß mir Ihr Brief theuer ist, und wenn ich Ihnen einen Theil Zufriedenheit wieder gegeben habe, wenn ich das vielleicht an andern Menschen auch noch zu thun vermag, so ist ja das ein Lohn, der weit das Verdienst meiner anspruchlosen Bücher übersteigt, und ich kann Gott nicht genug dan-

ken, daß er mir ins Herz gegeben hat, die Feder zu nehmen, und Dinge niederzuschreiben, wie sie mir ungefähr im Gemüthe waren. Ich habe kein Verdienst an meinen Arbeiten, ich habe nichts gemacht, ich habe nur das Vorhandene ausgeplaudert. Von Kindheit an mit einem gesunden Körper ausgestattet, schloß ich mich mit Freude an alle Naturdinge, liebte an Menschen die Aeufferungen unverdorbenen Gemüthes, *liebte überhaupt die Menschen, war (bis 1848 wenigstens) heiter wie die antiken Völker* — und diese Dinge mochten auch in meine Schriften gekommen sein . . .

Entnommen der «Fackel», von Karl Kraus, Nr. 423—425, Mai 1916. Die Briefe sind zitiert nach der Ausgabe von Johannes Aprent, Pest, Verlag von Gustav Heckenast, 1869. Das herrliche Gedicht «Zum ewigen Frieden» ist den «Ausgewählten Gedichten» entnommen, die 1939 im Verlag Oprecht, Zürich/New York, erschienen sind.

Die Red.